

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gueule

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden

Nachdruck aller Artikel verboten

Nummer 25

Sonntag, den 20. Mai 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 20. Mai: Bernwardin; Montag, 21. Mai: Konstantin; Dienstag, 22. Mai: Julia; Mittwoch, 23. Mai: Desiderius; Donnerstag, 24. Mai: Maria Giff; Freitag, 25. Mai: Gregor VII.; Samstag, 26. Mai: Philippus.

Sechster Sonntag nach Ostern

Evangelium des hl. Johannes 15, 26, 27; 16, 1-4.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn der Tröster kommen wird, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, derselbe wird von mir Zeugnis geben. Und auch ihr werdet Zeugnis geben, weil ihr vom Anfang bei mir seid. Dieses habe ich zu euch geredet, damit ihr euch nicht ärgert. Sie werden euch aus den Synagogen austreiben; ja, es kommt die Stunde, daß jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu tun glauben wird. Und das werden sie euch tun, weil sie weder den Vater noch mich kennen. Aber ich habe euch dies gesagt, damit, wenn die Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe.

Der Tröster und der Geist der Wahrheit

Tröster und Geist der Wahrheit nennt Jesus den, der in acht Tagen auf die Erde und die Gläubigen niedersteigt. Fürwahr, das sind Titel, die den hl. Geist recht zeitgemäß und willkommen machen, denn weit über die Welt hin geht Klage und Schmerz, und dringend bedürfen wir eines Lehrers, der uns in alle Wahrheit einführt und den Geist der Lüge von uns nimmt.

1. Trost bedurften die Apostel in hohem Maße, als Jesus so zu ihnen sprach. Denn Trauriges und Leidvolles stand ihnen bevor. Ihr guter Meister schied sich an, in den schmachtvollen Tod zu gehen und einige Wochen darauf ganz von ihnen zu scheiden und sie ganz allein in der Welt zurückzulassen. Weiter kündigte er ihnen den Haß und die Verfolgung der Welt an. „Es kommt die Stunde, daß jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu tun glauben wird.“ Also grausame, blutige Verfolgung bis auf den Tod durch Denkershand. Das waren gewiß Dinge, die auch ein menschliches Herz zu erschüttern vermochten. Und nun verheißt er ihnen den hl. Geist, den Tröster. Als Tröster nimmt er die Traurigkeit aus ihren Herzen und gießt heilige Freude ein. Die Apostelgeschichte berichtet in der Tat, daß die Apostel nach der Herabkunft des hl. Geistes, als sie in Jerusalem trotz des Verbotes der jüdischen Obrigkeit freimütig von Jesus dem Gekreuzigten predigten und deshalb gezeißelt wurden, „freudig vom Angesichte des hohen Rates hinweggingen, weil sie würdig befunden wurden, um des Namens Jesu willen Schwach zu leiden.“ (Apg. 5, 41.)

Das griechische Wort für Tröster „Paracletus“ hat auch die Bedeutung Beistand, Anwalt, Berater. Als Beistand und Anwalt war der hl. Geist in besonders hohem Maße tätig. Wie die Evangelien berichten, verbargen sich die Apostel und Jünger nach dem Tode Jesu hinter Schloß und Riegel, da sie befürchteten, man würde auch sie ergreifen und ihnen dasselbe Los wie das ihres Meisters bereiten. Ganz anders nach der Herabkunft des hl. Geistes. Da trat Petrus vor die Menge, die vor dem Abendmahlsstisch gesammelt war, und predigte ihnen freimütig von ihrem Gottesmord und von ihrer Pflicht, nunmehr das Unrecht wieder gut zu machen und in die Kirche einzutreten. Alle Zaghaftigkeit war von ihm gewichen, und als die jüdische Behörde ihm das Predigen verbot und

ihm und seinen Gefährten Gefängnis und Stricken androhte, da sprach er kühn das unerschrockene Wort: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ In dieselben Fußstapfen traten alle übrigen Apostel. Alle haben um ihres Bekenntnisses willen Schmach, Verfolgung und endlich — mit Ausnahme des Johannes — den blutigen Tod erlitten. Jesus hatte sein Wort wahr gemacht und seinen Aposteln den Tröster geschickt.

Bedürfen wir nicht auch des Trostes? Zwar ist unser Heiland nicht wieder in den blutigen Tod gegangen, aber er weilt nicht sichtbar wie unter den Aposteln, er ist von uns gegangen, und wir fühlen nicht mehr seine körperliche Gegenwart. Deshalb ist unser Herz oft voll Gram, Angst und Not, wir möchten erliegen dem gewaltigen Ansturm der Feinde unseres Heiles. Unser Seele ist verzagt, und laut schreien möchten wir, wenn wir sehen, wie der Feinde Mut sich gegen uns lehrt. Aber nur Mut! Denn wenn auch Jesus nicht mehr bei uns ist, so wie er bei seinen Aposteln war, so hat er auch uns seinen Geist, den großen heiligen Geist verheißt. Am Pfingstfest kommt er über uns. Das Pfingstfest ist sein Feiertag, sein großer Gedentag. Da sucht er die Herzen seiner Kinder heim und erfüllt sie mit seinen heiligen Gaben. Diese Gaben erfüllen uns mit einem solchen übernatürlichen himmlischen Trost, daß wir alles, was die Welt und ihre Grundsätze, der Teufel und sein Anhang in der Welt, unsere eigne lästige Natur, unsere Fehler und Gewohnheiten uns antun, für nichts achten und uns wie die Apostel rühmen, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden.

Das ist des hl. Geistes Trost in Sachen unseres Heiles. Sein Trost geht auch in das Herz derer, die in Klage und Trauer sind, weil der Herr ihre Lebenspläne durchkreuzt, vielleicht in die Familie eingegriffen und ein unentbehrliches Mitglied daraus zu sich genommen hat, viel früher, als die Berechnung lautete. Es ist wahr, unser Herrgott kann manchmal scharf eingreifen, und dieser Eingriff verursacht dann eine herbe Wunde, die lange verbräunt, bis sie ganz verheilt. Allein eine solche Operation ist dann allemal nötig gewesen. Man kann doch nicht annehmen, daß Gott die Menschen bloß chikanieren will. Das wäre ja eine Gotteslästerung. Nein, wenn er sich zu einem solchen schweren einschneidenden Schritt entschließt, dann leiten ihn dabei nur wichtige Gründe. Wie ja auch der Arzt nur im Interesse des Patienten handelt, wenn er bei ihm eine Operation vornimmt, die über Leben oder Tod entscheidet. Ein Operierter hat oft jahrelang zu tun, bis die Folgen der Operation überwunden, die Wunde verheilt und alles wieder in Ordnung ist. Ist nicht auch so bei dem, den Gott in der Operation hatte? Manche unserer Kriegerfrauen und Kriegermütter, die der Herr heimgeführt hat, haben sich bald in die schwere Heimsuchung gefunden und haben erkannt, daß der Herr nur das Beste mit ihnen gewollt hat. Andere, die den Heimgang eines Lieben bereits seit den ersten Kriegstagen zu beklagen haben, trauern und weinen immerfort und wollen sich nicht trösten lassen. Die eindringlichsten, liebevollsten Worte finden immer noch keinen Zutritt zu ihrem Herzen, und fast schließt sich die Seele ab gegen die Wärme religiöser Gedanken. Der hl. Geist allein vermag hier das Wunder der Erneuerung und Seilung zu wirken. „Tröster du in jedem Leid.“ Laßal voll der Lieblichkeit. „Kommt, o süßer Seelengast.“ Ruhe in der Tröstung in Tränen und in Schmerz. — Wasche, was befeuchtet ist. — Seele, was verwundet ist. — Tränke, was da dürrer steht. — Mache weich, beut Mäh'n, — Mähung in der Hitze Mäh'n, —

was spröde und hart. — Wärme, was von Frost erstarrt. — Denke, was da irre geht.“ So betet der Priester im Namen der Kirche im Hochamte zu Pfingsten. Ist das nicht die ausdrucksvollste Bitte der Kirche um Seilung aller Wunden, die der Krieg geschlagen?

2. Geist der Wahrheit! Ein stolzes Wort! Was ist Wahrheit? So fragte Pilatus, der rücksichtslose römische Staatsmann, in seiner spöttischen Art. Was ist die Wahrheit? So fragen Tausende unserer Zeit und suchen die Wahrheit in den Dingen zu ergründen, die für uns Katholiken schon längst gegeben ist. Der Geist der Wahrheit, der hl. Geist, hat von der Wiege der Kirche an ihr seinen Beistand geliehen, daß die Unwahrheit, der Geist der Lüge, in den Dingen, die zum Wesen der Kirche gehören, stets fern geblieben ist. Die Unfehlbarkeit der kirchlichen Leitung in Glaubenssachen ist das große Geschenk des hl. Geistes an die Kirche am Pfingstfest. Ob der hl. Geist auch heute noch unter den Völkern, die abseits der Kirche stehen, tätig ist, daß der Geist der Wahrheit immer mehr durchdringe und die Menschen zu dem einen Schaffstall führe, daß immer mehr ein Vort und eine Herde werde? Ganz gewiß. Die Fährungen und Leiden des Geistes der Wahrheit im jetzigen Weltkrieg sind so offenkundig, daß wir das Wollen Gottes und seine Vorsehung bewundernd anerkennen müssen. Um nur eins zu sagen: Ganz im Osten schied sich Japan an, ein Weltreich zu gründen. Rücksichtslos geht es dabei vor. Seine Feinde wie seine Freunde leiden darunter, sind aber bei der jetzigen Weltlage außer Stande, ihm in die Arme zu fallen und seine offenkundigen Verletzungen von Recht und Gesetz und Vertrag zu hindern oder zu ahnden. Wer wollte aber leugnen, daß diese im Entstehen befindliche Staatenbildung geeignet ist, den Boden zu bereiten für die Ausbreitung des Christentums im Orient, ähnlich wie es das fest gefügte, wohl organisierte römische Weltreich für das Abendland gewesen ist!

Geist der Wahrheit! Er wird von mir Zeugnis geben, sagt der Heiland. Das heißt, der hl. Geist wird die Welt erleuchten, daß die Wahrheit über Christus und seine Kirche offenbar wird. Wie wurde das junge Christentum von seinen Feinden und Gegnern verleumdet, beschimpft und gehässig gemacht! Und heute, ist es da vielleicht anders geworden? Muß sich das Christentum, die katholische Kirche nicht dieselben Vorwürfe gefallen lassen wie damals, nur in anderer Form? Verdummung der Völker, Herrschsucht, frommer Betrug u. a. wird ihr immer noch vorgehalten, obgleich diese Vorwürfe unzählige Male widerlegt worden sind. Die Verächtlichmachung der katholischen Kirche war vor dem Kriege so allgemein und in Wort und Schrift so offenkundig, daß wir Katholiken nur mit Betrübnis und Behmut daran zurückdenken. Wie es einen jeden Menschen empört, wenn sein Vater oder seine Mutter verunehrt und getränkt wird, so empfinden es die Katholiken als eine schwere Kränkung, wenn man ihnen das Heiligste und Ehrwürdigste auf Erden, ihre treue Mutter, die Kirche, schmähzt und verunglimpft. Die protestantische Kirche begeht in diesem Jahre den 400. Gedentag der Reformation. Am 31. Oktober 1517 hat der Augustinerpater Martin Luther, damals Professor an der Universität zu Wittenberg, den ersten Schritt zur Loslösung von der katholischen Kirche getan. Am Mittwoch, den 31. Oktober 1917, werden also die Protestanten aller Länder eine entsprechende Feier abhalten, und ich fürchte, daß an diesem Tage und auch schon vorher die Prediger und Bestreuer und Artikelschreiber mancher sagen

werden, was uns Katholiken weh tun muß. Der Kultusminister hat bereits, wie das amtliche Schulblatt mitteilt, sämtliche Schulen der preussischen Monarchie, die höheren wie die niederen, aufgefordert, von jetzt ab bis Ende Oktober in mehreren Stunden der Woche die evangelischen Schüler „mit dem Leben und Wirken der Reformatoren bekannt zu machen, sowie über die Bedeutung ihres Werkes und seinen weiteren Fortgang insonderheit in der engeren und weiteren Heimat der Schüler zu unterrichten. Die Behandlung des Stoffes soll die evangelische Jugend dahin zu führen suchen, daß sie mit Dank gegen Gott sich der Güter und Segnungen zu freuen lernt, die auch ihr durch die Reformation geschenkt sind, und daraus wertvolle Antriebe für Gefinnung und Leben entnimmt.“ So der preussische Kultusminister. Er fügt hinzu, daß es „selbstverständliche Pflicht sei, sorgfältig alles zu vermeiden, was die Gefühle Andersgläubiger verletzen und den konfessionellen Frieden in unserer Volkskörper stören könnte.“ Güter und Segnungen der Reformation! Wir Katholiken sind mit hervorragenden protestantischen Geschichtsforschern der Meinung, daß die Reformation ein namenloses Unglück für unser Vaterland war, an dem wir jetzt noch schwer zu tragen haben, und daß die damals innerhalb der Kirche bestehenden Fehler und Mängel, die wir gar nicht leugnen, auf andere friedliche Art hätten beseitigt werden können, als es Luther und seine Genossen getan haben. Wenn nun die protestantischen Lehrer fernerhin ihren Kindern gemäß dem Auftrage der Regierung von den Segnungen der Reformation erzählen sollen, dann kann das nicht anders als auf Kosten der katholischen Kirche geschehen. Die Rahmung des Kultusministers, dabei die Gefühle der Andersgläubigen nicht zu verletzen, ist in den Wind geschrien und sollte wohl nur den Rücken des Ministers gegen etwaige spätere Vorwürfe bedecken. Wir bedauern aufrichtig diese amtliche angeordnete den religiösen Frieden bedrohende Reformationsfeier. Der Minister hätte sich nach unserer Meinung der Feier fern halten und Parität oder Neutralität beobachten sollen. Oder wäre es wohl denkbar, daß der preussische Kultusminister etwa bei einer Papstfeier die katholischen Lehrer anweisen würde, die katholischen Kinder auf die Bedeutung der Feier hinzuweisen, auf daß sie sich der Güter und Segnungen des Papsttums erfreuen lernen? Als im Jahre 1912 die katholische Christenheit allenthalben den 1600jährigen Gedenktag des Sieges Konstantins über Maxentius und damit des Sieges des Christentums über das Heidentum beging, hielt sich die protestantische Christenheit absichtlich der Feier fern, obgleich die Protestanten sich dieses Sieges geradezu gut freuen sollten wie die Katholiken. Von einer behördlichen Anordnung einer entsprechenden Feier ist aber damals nichts verlautet worden. Oder wollte der Protestantismus auf den Zusammenhang mit der apostolischen Kirche verzichten?

Der Geist der Wahrheit wird, das hoffen wir Katholiken zuversichtlich, trotz vieler Gegner die Welt immer mehr aufklären über Jesus und seine Kirche, auf daß das Reich der Wahrheit immer mehr an Ausbreitung gewinne. Bpe.

Der hl. Bernardin von Siena — ein Vorbild reiner und starker Jugend.

(20. Mai).

Ich schreibe euch, junge Männer, weil ihr stark seid! (1. Joh. 2, 14.)

Habe den Mut, rein zu sein! Das ist die Mahnung, die so deutlich herausklingt aus der Jugend des hl. Franziskaners Bernardin von Siena.

Bernardin wurde am 8. September 1380 zu Massa Maritima bei Siena geboren. Sein Vater, der dort Befehlshaber war, entstammte dem vornehmen Geschlechte der Albicini. Seine Mutter Nera war aus dem Hause der Aveduti; beider Adel verleierte eine tiefe Frömmigkeit und eine wahrhaft vornehme Gesinnung. Mit sieben Jahren hatte Bernardin beide Eltern verloren; seine Tante Diana — die Schwester seiner Mutter — übernahm deshalb die Er-

ziehung. Und Diana war nicht nur eine gute Tante, sondern auch eine tüchtige Erzieherin, die ihre Arbeit an dem gewedten Knecht durch reichen Lohn gekrönt sah.

Früh offenbarte der Kleine eine besondere Liebe zur Gottesmutter; gern kniete er vor ihrem Bilde, und die ersten und schönsten Blüten seines Gartens trug er zur reinen Jungfrau.

Als er elf Jahre alt war, nahm ihn der Oheim mit nach Siena, wo er die höhere Schule besuchen sollte. Durch seine hervorragenden Talente überragte er alle seine Mitschüler. Da Bernardin sehr schön war, war er der Verführung aller, aber diese Leidenschaft überwand, und zwar durch seine kindliche Verehrung der allzeit Reinen und eine ungewöhnliche Charakterstärke; er ließ sich nichts bieten. So hielt er alles Unreine weit von sich ab. Als einmal auf offenem Plage ein angesehenen Bürger in seiner und anderer Knaben Gegenwart ein zweideutiges Wort sprach, fuhr es dem kleinen Helden blutrot in die Wangen, und ehe es sich der Verführung versehen, sah ihm die Hand Bernardins auf dem unreinen Munde. Dabei verwies er dem Gottlosen sein unziemliches Reden mit solch einem Feuer, daß alle gebannt dastanden; von da an brauchte sich der mutige Jüngling nur zu zeigen, dann hieß es: „Still, Bernardin kommt!“ und keiner wagte mehr ein loses Wort. Und doch war er überall ob seines frischen, fröhlichen Wesens gern gesehen.

Als er mit siebzehn Jahren seine philosophischen Studien vollendet, trat er einer frommen Vereinigung bei, die sich der Krankenpflege gewidmet; und kaum war er aufgenommen, da brach in Siena die Pest aus. Die Seuche wütete fürchterlich. Alle flohen eisig, nur Bernardin hielt aus. Trotz seiner Jugend stand er bald an der Spitze der Bruderschaft, sammelte zwölf mutige, gleichgesinnte Jünglinge um sich und hielt mit ihnen aus, bis nach vier Monaten die Heimsuchung sich gelegt.

Dann pflegte er noch seine blinde 97 Jahre alte Tante mit der Liebe eines Kindes, drückte ihr die Augen zu, verteilte dann sein ganzes Vermögen unter die Armen und trat bei den Franziskanern ein, die die ursprüngliche Regel in ihrer vollen Strenge beobachteten. Nachdem er die hl. Priesterweihe empfangen, übertrugen ihm die oberen das Predigamt. Aber seine Stimme erwies sich so schwach und rauh, daß er wenig Anklang fand.

Da wandte er sich an Maria mit der flehentlichen Bitte, ihm doch zur Förderung der göttlichen Ehre eine kräftige klingende Stimme zu ersuchen. Er wurde erhört. Und nicht nur die Kraft und den Wohlklang der Stimme schrieb der Heilige dem Gebete seiner himmlischen Mutter zu, sondern auch die Gewalt, die er bald schon über alle Herzen erhielt.

Zuerst predigte er zwölf Jahre dem Landvolke in der Umgebung Sienas.

Im Frühjahr 1419 kam er nach Mailand und predigte in verschiedenen Kirchen mit solchem Erfolge, daß man ihm die Fastenpredigten im Dome übertrug. Hier redete er zur erstaunten Menge mit solcher Eindringlichkeit und Kraft, mit solchem Eifer und Erfolge, daß sein Ruf in alle Diözesen Italiens hinausdrang, und jede Stadt nach seinem Wort verlangte.

Er wanderte nun von Stadt zu Stadt. Wo er seine Kanzel aufschlug, da sammelten sich um ihn die Völker. Gar oft mußte er unter freiem Himmel predigen.

Es ging wie eine Erneuerung durch ganz Italien. Wenn er mit seinem gewaltigen Worte die Herzen aller erschütterte hatte, dann zeigte er der Menge am Schlusse der Predigt eine Tafel, worauf der Name des Herrn, von einem Strahlenkranz umgeben, gemalt war; er bat seine Zuhörer niederzuknien, um zusammen mit ihm die Erbarmung des Erhöhten zu preisen. Sein Wort wurde dann so traulich und lieb, daß auch die verstocktesten Herzen nicht widerstanden. Und gerade das, was so

erneuernd in die Seelen drang, benutzten seine Feinde, um ihn zu vernichten. Durch Verleumdung und Verdrehung brachten sie es so weit, daß Papst Martin der Fünfte ihm das Predigen verbot. Sofort gehorchte Bernardin. Ruhigen Herzens erschien er dann vor dem hl. Vater und verantwortete sich mit solchem Erfolge, daß er nicht nur wieder predigen durfte, sondern daß die Verehrung des süßen Namens Jesu in der ganzen Kirche Aufnahme fand. Der Papst bot ihm sogar drei Stühler an, aber der Heilige bat ihn so demütig und inständig, daß er bleiben durfte, was er gewies: ein Apostel Italiens.

Mit noch größerer Macht durchzog er jetzt das Land. Alle großen Städte sahen ihn auf ihren Kanzeln. Besonders zu Liebe ging er dem Vaster des Fleisches, der damals ins Maßlose gestiegenen Spielwut und dem ewigen Parteilust der italienischen Städte. Und nie erhob er umsonst seine Stimme. Reinheit und Beträglichkeit schritten die Pfade, die er ihnen vorausgegangen. So wirkte er zwanzig Jahre mit Apostelfreimut, Apostelliebe und Apostelerfolge.

Aber bei all seiner aufreibenden Arbeit vergaß er die eigene Seele nicht. Er versah nicht nur betend seine Predigten — betend und blühend arbeitete er sich empor zu der Höhe, wo St. Franziskus die Welt verlassen. Und weil er als Ordensmann das vollendetste Vorbild war, beteten ihn die Brüder von der Observanz an ihre Spitze. Unter seiner Leitung wurden aus zwanzig Klöstern der strengerer Richtung dreihundert; die Zahl der Brüder aber stieg von zweihundert auf fünftausend.

Fünf Jahre diente er als Generaloberer seinen Brüdern. Dann widmete er sich wieder ausschließlich dem Predigamt. Unermüdlich eilte er wieder von Kanzel zu Kanzel, bis er zu Aquileia zusammenbrach. Er fühlte, daß der Tod ihm zum ewigen Lohne abholen wolle; freudigen Auges bot er ihm die Hand — es war am Vorabend des Stummelfahrerfestes 1444. Schon 1450 sprach ihn Papst Nikolaus der Fünfte heilig.

Habe den Mut, rein zu sein! So ruft St. Bernardin besonders der Jugend zu. Ja, hier gilt: „Nur den Mutigen gehört die Welt!“ Versuche es nur einmal, du verschaffst dir nicht nur Ruhe, sondern auch Achtung. Vor allem aber bewahrst du dir mit solchem Opfer das reinste Glück deiner Seele, und dieses Glück hinwiederum gibt dir neuen Mut zu männlichem Kampfe.

Mut ist des Glüdes schönster Widerschein! (Weer.) P. S. B., O. F. M.

Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den stillen Tugenden.

(Fortsetzung.)

Die Tugend der Sanftmut, der Weg zu ihr:

Wer sanftmütig wie Jesus sein will, der muß gleich ihm demütig von Herzen sein. Dies ist das erste und einzige Mittel, diese Tugend zu erlangen; denn der Zorn rührt vom Stolze her, der uns beredet, daß irgend ein Gut uns gebühre oder irgend ein Uebel uns nicht gebühre. Der Demütige aber hält sich aller Uebel wert und alles Guten unwert. Das zweite Mittel ist, sich wohl zu überzeugen, daß Gott mit uns verfahren wird, wie wir mit anderen verfahren. Denn sanftmütig wird er gegen uns sein, wenn wir es gegen andere sind; und ebenso wird er auch strenge mit uns verfahren, sofern wir strenge gegen andere sind. Das dritte Mittel ist, daß wir in unserem Nächsten unsern göttlichen Heiland sehen, der zu uns spricht: „Habe Geduld mit mir! Leide das von mir, empfang das aus meiner Hand! Das Gute wie das Böse, das du dem letzten der Meinigen erweist, das erweist du mir!“ (P. Johannes Crastel).

Also Demut, Klugheit und Gauen! Sie führen zur Sanftmut.

Demut! Der göttliche Heiland scheint selbst anzudeuten, daß Demut und Sanftmut einander die Wege bahnen. „Vernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen!“ Wenn wir in unser eigenes Herz schauen und auf unsere Umgebung achten, dann sehen wir sogleich, daß diese Verwandtschaft wirklich besteht. Wenn wir uns von den Regungen des Zornes hinreißen lassen, war nicht in letzter Linie der Stolz der Schürer dieser Flammen? Und wenn wir unsere Umgebung auf diese Wahrheit prüfen, müssen wir nicht sagen, daß wir in den demütigsten Menschen auch stets die größte Sanftmut gefunden? Das muß so sein! Wer sich in echter Demut jedem nachstellt, wer in ihrem Lichte sein Leben betrachtet, steht, wie es in der Treue gegen Gott und Menschen täglich ja stündlich besser sein konnte, wer nie aus dem Auge läßt, daß er den Allerhöchsten hundert- und tausendmal gereizt: der wird nicht leicht dem Zornen, der aus menschlicher Schwäche sich einmal gegen ihn vergaß! Der wird schließlich froh sein, wenn er so in der Zeit der Gnade seine Schuld abtragen kann, indem er seinem Mittknechte Verzeihung und Nachlaß gewährt. Dann kann er einmal vor den ewigen Richter hintreten und bitten: „Vergib mir meine Schuld, wie auch ich all meinen Schuldigern vergab!“

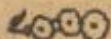
Doch damit kommen wir schon zur Klugheit, die in die Zukunft blickend sich die Wege bahnt zu einem gnädigen Gerichte, wenn ein allwissender und gerechter Richter zwischen Schuld und Sühne abwägt; wenn er vor einem Gerichtshofe stehen muß, bei dem nur die Gütigkeit und das Verzeihen die Anwaltschaft übernehmen. Allen ist ja die Parabel bekannt, wo der Herr dem Knechte eine Riesenschuld nachließ, weil er ihn darum bat; diesen „Riesenschuld“ aber wieder aufhob, als dieser Knecht von seinem Mittknechte in unklugem Zorne die sofortige Begleichung einer kleinen Schuld verlangte. Ich kann mir gar nicht anders denken, als daß der, welcher hier auf Erden leicht verzeiht, in geduldiger Sanftmut das erträgt, was der Nächste ihm in Schwäche oder gar in Bosheit auflädt, daß der im Jenseits einen strengen Richter finden könnte! Rein, dem wird der Herr gar schnell sagen: „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein!“ Das sollte der recht bedenken, der von Natur ein sanftes Gemüt erhalten! Er sollte Gott preisen und in herzlichem Danke die Sanftmut in seinem Leben herrschen lassen. Das sollte aber noch mehr der bedenken, der nicht so leicht über die Regungen seines Herzens Herr wird. Er sollte in unermüdlichem Kampfe Zorn und Nachgier unter sich bringen: das würde ihm für die strenge Gerichtsstunde die herrlichste Zuversicht geben.

Ueberhaupt je mehr der Mensch seine Seele von den Strahlen des Glaubens bestrahlt, je mehr sein Leben von der Auffassung dieses Glaubens geleitet wird, desto leichter wird die Sanftmut seine Wege leiten. Wenn er in diesem Glauben den Nächsten als Bruder Christi betrachtet, dann wird er ihm nicht nur freudig wohlthun, dann wird er auch leicht das Raube eines fremden Charakters ertragen, leicht die Hand zum Verzeihen und Nachgeben hinreichen.

Wenn der Kaiser Augustus vom Zorne übermannt wurde, dann soll er erst die Buchstaben des römischen Alphabets langsam aufgesagt haben, um sein Herz zur Ruhe zu zwingen; dann erst sprach oder handelte er. Wenn ein Heide so in ruhigem Warten seine Erregung bezwang, sollte ein Christ im Glauben nicht den gleichen Weg gehen? Wenn du in Ruhe und im Gedanken an Gott ein Vater-unter betetest, sobald es zornig in dir aufsteigt, dann würdest du deiner Erregung sicher Herr. Du würdest ein gewandter Kämpfer um das beglückende Gut sanfter Milde und sanften Friedens.

Der hl. Ambrosius schreibt das schöne Wort: „Sie (die Sanftmütigen) werden sich gütig und freundlich gegen die Menschen benehmen, in-

dem sie entweder durch Schweigen oder durch eine gefällige Antwort oder durch demütige Erbuldung ausgefügter Uebel ihre Bosheit zu überwinden sich bemühen.“ So wird dann des Herrn Verheißung wahr: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erbreich besitzen!“ Hier auf Erden erobern sie sich aller Herzen, das edelste „Erbreich“, das es im Diesseits gibt; droben aber werden sie Könige sein — herrlicher und glücklicher als alle Könige, die je über ein Erbreich geboten haben.



Ave Maria.

Der Morgen winkt,
Die Glode klingt:

„Ave Maria!“

Bereit umher die Christenheit
Sie jubelt rings auf Erden weh!

Zum Glockenklang

Als Morgenlang:

„Ave Maria!“

Zur Mittagszeit

Ertönt Gelaut:

„Ave Maria!“

Es ruft uns zu wie Engelsmund,
An Gott zu denken jede Stund’.

Und Gnadenlohn

Entspricht dem Ton:

„Ave Maria!“

Der Abend sinkt,

Dorch, ringsum klingt:

„Ave Maria!“

Und Schutz und Trost wird dem gebracht,
Der zu ihr steht aus dunkler Nacht

Wie Christenbrauch

Um Friedenshauch:

„Ave Maria!“



Eines Vaters Opfergabe für das Heil seines Sohnes

Bei dem hl. Johannes, dem Almosengeber, Patriarch von Alexandrien, erschien einst ein Vürger, legte ihm sieben Pfund gemünzten Goldes zu Füßen und sprach: „Telle dies unter die Armen aus! Gern hätte ich mehr gebracht, aber ich habe es nicht! Um das Einzige nur wollte ich dich ersuchen, meinen Sohn, den ich zu Schiff aus Afrika zurückwardte, in deinem Gebete der göttlichen Vorsehung zu empfehlen. Sehe ich mir meinen Sohn gesund und wohlbehaltend wieder, so habe ich dieses Geld gut angewandt!“

Johannes verwunderte sich über das Großmütige dieses Opfers, sprach ihm Mut zu und erfüllte mit aller Sorgfalt seine Bitte. Ein Monat war inzwischen vergangen, da kam ein Bote zu dem edlen Vürger und brachte ihm die höchst schmerzliche Nachricht: „Vor drei Tagen ist dein Sohn gestorben! Das Schiff, mit den Waren beladen, stach auf dieses Ereignis zwar in die See, aber es verunglückte bald hernach gänzlich, indem es von einem heillosen Sturm überfallen worden; die Menschen alle fanden Rettung in einem leeren Boote!“

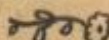
Dieser doppelte Verlust beugte den Vater so tief und erbitterte sein Herz derart, daß er seinen Gram in lauten Klagen gegen die göttliche Vorsehung äußerte.

Als der Patriarch davon Kunde erhielt, sandte er dem Unglücklichen die Seinigen zu, um ihn zu trösten und einigermaßen aufzurichten; er selbst flehte ohne Unterlaß zu Gott um Trost für den so schwer heimgesuchten Vater.

Da sah dieser Vater nach einigen Tagen in einem ungemein lebhaften und klaren Traumgesichte den Patriarchen Johannes vor seinem Lager stehen, und hörte folgende Worte zu ihm sprechen: „Was verachtetest du, mein Bruder, in Gram und Kränkung? Hast du nicht gebeten, ich solle den Herrn anflehen für das Heil deines Sohnes? Siehe, er hat sein Heil gefunden! Glaube mir — ein längeres Leben hätte ihn ins Verderben geführt! Was dein Schiff betrifft, es wäre samt allen Menschen, die sich auf ihm befanden, nebst deinem lieblichen Bruder zu-

grunde gegangen; Gott aber hat dein Almosen angesehen und deshalb auch das Kostbarste auf dem Schiffe, die Menschen nämlich und deinen Bruder — dir wiedergegeben. Stehe also auf und lobe Gott und danke ihm!“

Der Kaufmann erwachte, und fand, zu seiner großen Verwunderung, von allem Gram und aller Schwermut sich befreit; er eilte, sobald es Tag geworden, zum Patriarchen hin, fiel ihm zu Füßen, erzählte ihm dies alles und sprach: „Von nun an danke ich dem gütigen Gott, der nicht minder ein Vater ist, wenn er mit Strafen uns heimfucht, als wenn er uns Glück und Tröstungen verleiht!“



Der rechte Wind

Ein heiteres Erlebnis.

(Nachdruck verboten.)

In der kleinen Ortschaft S. im Donautale, nahe bei der bairischen Garnisonsstadt D. gelegen, versah noch vor einigen Jahrzehnten der Kantor- und Organistendienst ein alter Mann mit geringen musikalischen Kenntnissen. Mit vieler Mühe hatte er es dahin gebracht, eine Choral-Messe aus den damals viel verbreiteten Cantica Sacra von Eit zu singen und den Gesang mit der Orgel zu begleiten. Diesen Messgesang bekamen die Kirchenbesucher alle Sonntag und Festtage des Jahres zu hören und nie einen anderen. So ging es fort, 30 Jahre lang. Da starb der alte Kantor. Ein junger Mann, musikalisch sehr tüchtig, kam an seine Stelle. Wie stuhnten die Bauern, als sie am ersten Sonntag nach seinem Dienstantritt seine volle, wohlklingende Stimme vom Chore herab ertönen hörten!

Und welchen Klang entwickelte die Orgel unter den Händen des geübten Spielers. Das war andere Musik. So etwas hatten sie in ihrer Kirche noch nie gehört. Alles lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit.

Wer weitaus mit dem größten Interesse verfolgte der Balgtreter das Spiel des neuen Organisten. Er war, wie es fast alle Balgtreter sind, ziemlich bequem. Um ja nicht einen Tritt zu viel zu tun, hatte er sich genau gemerkt, wie oft er die Bälge beim Kyrie, beim Gloria, Aredo, Sanctus, Benediktus u. s. zu treten habe und diese Zahl hielt er gewissenhaft ein. Bei dem alten Kantor war das durch viele, viele Jahre anstandslos durchgegangen. Organist und Kantor, beide beharrten einträchtig bei ihrem liebgewonnenen Schlenbrian und besanden sich wohl dabei. Wie sollte es aber jetzt gehen? Der Anfang war nicht übel. Das „Kyrie“ hatte der neue Lehrer schneller beendet als der frühere, so daß der Balgtreter an der gewohnten Zahl der Tritte einige ersparte.

Des freute er sich von ganzem Herzen. Nun kam aber das „Gloria“. Da gab's Spektakel! Der Lehrer wollte nämlich das ganze „Gloria“ mit vollständigem Texte, wie es liturgische Vorschriften ist, zur Aufführung bringen. Das war in dieser Kirche früher nie geschehen, sondern das „Gloria“ wurde stets abgekürzt. Als unser Balgtreter aber seine bestimmte Anzahl Tritte abgeleistet hatte, hörte er plötzlich auf zu treten, unbekümmert darum, daß der Lehrer erst beim Quoniam tu solus Sanctus war. Der letztere erschrickt, als plötzlich die Orgel verstummt. Er reißt Register heraus, er trommelt mit den Händen auf den Tasten und stampft mit den Füßen auf den Pedalen herum — nichts hilft. Jetzt erkennt er, daß die Bälge den Orgelpfeifen keinen Wind mehr zuführen. Voll Entrüstung springt er vom Orgelstuhle herunter und stürzt auf dem Balgtreter los. „Sie Unglücksmensch,“ ruft er ihm zu, „warum hören Sie auf, Bälge zu treten? Ich war ja noch nicht fertig. Sagen Sie mir um des Himmels willen doch, was das bedeuten soll?“

Mit unerschütterlichem Gleichmut erwidert ihm der so Angeschauzte: „Ich bin seit 30 Jahren Balgtreter; ich werde also wohl wissen, wie viel Wind das „Gloria“ braucht. Da lasse ich mir nichts darein reden!“

Was ließ sich solch einem Argumente gegenüber machen? Der Lehrer mußte selbst herzlich lachen. Bei Zeiten versorgte er sich jedoch mit einem andern Balgtreter.

Aus meinem Leben

A. Fortsetzung.

Erzählung von Rebekka.

Nachdruck verboten.

Ich liebte die Blumen, und so wenig Zeit ich auch für ihre Pflege verwenden konnte, so hatte ich doch die langen Beete zu beiden Seiten des Mittelsteigs mit allerlei bunten Sommerblumen besetzt, die jetzt gerade in schönster Blüte standen. Auch will ich es nur verraten, daß ich keineswegs unglücklich war, daß mir diese Arbeit noch aufgebürdet wurde.

Ich hatte schon den ganzen Morgen einen unüberstehlichen Drang in mir verspürt, in den Sonnenschein zu laufen, und es um mich her rasen und blühen zu sehen. Es war wohl die Erinnerung an meine gestrige Fahrt an den Eindruck freudig frohen Lebens, den ich davon mitgebracht; genug, ich war froh, der Pflanzatmosphäre für ein Weilchen entronnen zu sein und nahm es auch nicht gar so eilig mit meinem Auftrage. Ich blickte auch wohl hier und da einmal auf die Straße, den dort spielenden Kindern zuzuschauen — oder ich sah etwa gar nach dem jungen Radler aus? O nein, höchstens nach seinem Rade. Es interessierte mich natürlich, zu erfahren, ob dasselbe nicht gar zu großen Schaden gelitten, denn das hätte mir doch leid getan für den jungen Mann, der nur vielleicht seines fröhlichen Grusses wegen das Gleichgewicht verlor und zu Fall gekommen war.

Allein, mein Guden hatte keinen Erfolg; kein Radler ließ sich auf der Straße blicken.

So kehrte ich denn zu den Blumenrabatten zurück, als plötzlich ein helles, dreifaches „Guten Tag, Fräulein Else“, mich schnell nach der stacheligen Scheidegrenze zwischen uns und Diebingers hielten ließ.

Wer aber beschreibe meinen Schrecken, als ich neben den Gebrüdern Diebinger den jungen Radler wahrte! Ich glaube, ich wurde dunkelrot; allein wie sie mir alle drei so vergnügt zumächten, da verlor sich meine Befangenheit und wir plauderten über das feindliche Gitter hinweg recht vergnügt miteinander.

Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß der Schaden an des jungen Mannes Rad bald gut gemacht, auch daß die Diebingers, oder vielmehr deren verstorbener Vater ein Freund des seinen gewesen, und sie entschlossen waren, auch Freunde zu sein, und an dem Eifer und der Freude, die die Brüder dabei an den Tag legten, konnte ich genug erkennen, daß der Radler ihnen gleich sehr gefallen haben mußte, was allerdings nicht gerade sehr verwunderlich war, denn frisch und nett und gut zu leiden war er, ich hätte es nicht anders sagen können. Aber auch ein guter Turner war er. Ehe ich mich nämlich versah, hatte er nämlich mit kühnem Sprunge das stachelige Gitter genommen und stand nun vor mir mit fröhlich lachenden Augen.

„Ich wollte mich nur revanchieren, Fräulein Else, und Ihnen für die lieben, blauen Blumen, die sie dem Bittenden nicht verwehren, diese Rosen reichen.“

Und damit streckte er mir einen Strauß der herrlichsten Rosen von Hugo Diebingers Schwestern entgegen, und diesmal galten sie wirklich mir, und des Rot, das meine Wangen färbte, und das ich auch wie damals zu verbergen strebte, indem ich mein Gesicht in die Blüten vergrub, hatte große, süße Freude darauf geschrieben.

Darum konnte ich auch nicht nein sagen, als er mich bat, eine davon mir vorzulegen.

Er wußte, daß wir einen Gast erwarteten und groß dazu eintreten, und die Blumen in meinem Körbchen zur Dekorierung der Tafel dienen sollten. Weil Hugo und Diebinger sich eingehend danach erkundigt und ich ihnen natürlich Bescheid hatte geben müssen, so ließ es mir auch tat.

Ihnen war es eben doch ein Kummer, daß der reiche Freier nun wirklich angekommen, dessen erwarteter Besuch ihnen durchaus kein Geheimnis geblieben wäre. Doch wie dem auch sein, mochte ihr neuer Freund ihnen dem Kummer die Wage zu halten, auch mißgünstigen sie mir die Rosen schließlich nicht, wie ich es nicht über das Herz bringen konnte, dem Herrn die Rose aus meinem Morbe zu verweigern, die er dafür begehrte, und die ich ihm auch eigenhändig ins Knopfloch zu stecken hatte.

Vielleicht war das alles nicht passand; aber als es geschah, konnte ich wirklich nicht darüber nachdenken. Ich nahm und gab, wie dünkte, weil ich so froh und glücklich war wie noch nie in meinem Leben.

Doch da schallte Frau Zimmermanns schrille Stimme durch den Garten, die nach ihrer Stütze rief. Ja, die hatte wahrhaftig während dieser kurzen Viertelstunde total vergessen, daß sie zu stehen hatte.

Kaum daß ich den Einbringling in unsern Garten noch die Hand zum Abschied reichte und den anderen zunichte, so stank und erschrocken flog ich dem Hause zu.

Hoffentlich war in der Küche nichts angebrannt und hoffentlich blieb mir Zeit genug, den Tisch nach Wunsch zu dekorieren.

Und wirklich ging es ohne Schaden und mit einem kleinen Rüssel ab, den die Stütze als wohlverdient demütig einsteckte. Auch blieb noch Zeit, die letzte Hand an das Festmahl und den Festisch zu legen und schließlich auch an meine Toilette zu denken. Freilich bestand sie nur aus einem einfachen, hellen Kattunkleidchen, allein die dunkelroten Rosen, die ich aus dem mir geschenkten Bukett ansteckte, hoben es, wie mir dünkte, so wunderbar, daß ich keine Prinzessin um ihren Anzug beneiden hätte.

Als ich den Salon betrat, war die Familie Zimmermann schon vollständig darin versammelt, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Eine und Drine in einen herrlichen, seidendurchwirkten Phantasiestoff gekleidet, wirklich sehr gut aussehend.

Eben wollte ich ihnen zuflüstern, daß ihre neuen Kleider sich sehr hübsch machten, als Sinens Augen mich zornig anblickten und sie mir zurannte:

„Ei, wie du dich gepudert hast! Hast also trotz deiner vielen Arbeit Zeit gefunden, Hugo Diebingers Rosenbeet zu berauben?“

Ich lächelte und wurde rot.

Es waren also meine Rosen, die Sinens Horn oder vielmehr ihre Eifersucht erregten? Allein, diesmal gehörten sie wirklich mir.

„Ich raubte sie nicht; sie wurden mir geschenkt“, erwiderte ich, das „mir“ unwillkürlich betonend und erst neue rot werdend, während sie schon die Hand ausstreckte, als wollte sie mir die Rosen, die aus Hugo Diebingers Rosenbeet stammten, von dem Busen reißen, als das Stubenmädchen Herrn Wolbrud meldete, und dieser der Meldung auf dem Fuß folgte.

Sicherlich wurde der junge Mann von Herrn und Frau Zimmermann sehr liebenswürdig empfangen und von den Töchtern des Hauses mit dem schönsten Knig begrüßt, den sie bei Fräulein von Sothnas gelernt hatten, während ich dasano wie Lots Weib zu einer Salzkühe erstarrte; mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde — denn o — unser Gast — ja, wie es nur möglich? — war ja niemand anders, als mein — Radler.

Ich fühlte, daß er über meine Ueberraschung sich amüsierte, und seine Augen auch lustig und herzlich aufblickten, aber erst als Frau Zimmermann mich ihm als ihre „Stütze“ vorstellte, und zwar in einer Weise, die wohl kennzeichnend sollte, daß ich eigentlich nicht dazu gehörte, kam ich mit einer mir sonst fremden Empfindlichkeit, ja einem bitteren Wehgefühl, zu mir selber zurück.

Es war ja wahr, was hatte Frau Zimmermanns Stütze mit dem reichen Herrn Wolbrud zu tun?

Allein dieser selber schien nicht so zu urteilen. Mit der herzlich offenen Art, die ich schon an ihm kannte, trat er auf mich zu:

„Ich begrüße Sie als kein Fremder, und wie zur Erklärung fügte er zu meiner abermaligen Ueberraschung hinzu:

„Daß mir meine Mutter ganz besonders angetraut, nach Ihnen, der Tochter ihrer Jugendfreundin, zu forschen. Ich glaube, unsere Mütter haben ihre ganze Schulzeit als getreue Nachbarninnen, auf derselben Schulbank gelesen.“

„O“, machte ich, und mein Gesicht begann zu strahlen, „wie mich das freut!“

Aber mehr konnten wir nicht reden, denn Frau Zimmermann schickte mich nach der Küche, noch einmal dort Rundschau zu halten, um wean es auch etwas befehlshaberisch geschah, diesmal trankte es mich nicht — denn ein Springquell der Freude war in mir aufgegangen.

Herrn Wolbruds Mutter und meine waren Freundinnen gewesen — so würden auch wir uns freundlich gesinnt bleiben — und weiteres verlangte Frau Zimmermanns Stütze im Augenblick nicht.

Es lag ein solcher Trost darin nach dem Schreck, daß er just der erwartete reiche Freier Sinens und Trinens war, daß ich wahrhaftig einer kleinen Aufrichtung bedurfte.

Der unglückliche Chopinsche Wasser wollte nicht klappen und die Aquarellstudien der jungen Damen keinen Eindruck machen. Wohl aber zeigte sich Herr Wolbrud durchaus anerkennend und bewundernd dem großen Viehhof und seinem Bestande gegenüber. Er verstand etwas von Landwirtschaft, da er auch Landwirt war, denn nicht er sondern sein ältester, bereits verheirateter Bruder würde des Vaters Fabrik übernehmen, wie er sagte — was augenscheinlich Herrn Zimmermann nicht recht gefiel, der überhaupt von dem jungen Manne nicht so eingenommen war, wie man hätte vermuten sollen.

Herr Wolbrud trat ihm nicht so recht genig auf, ließ sich mit einem Wort, seine Millionen nicht an der Nase ansehen, — ja, er hatte nicht einmal Wohnung im ersten Hotel unseres Städtchens; sondern in einem ganz bescheidenen Gasthause genommen, und als es sich auch herausstellte, daß er flugs Freundschaft mit den Diebingers geschlossen, und sich gar nichts mehr und Besseres dünkte, als die, da fühlte sich Herr Zimmermann sehr enttäuscht.

Auch war es ihm schwerlich recht, daß durch Herrn Wolbruds Freundschaft für die Gebrüder Diebinger, diese fast immer mit dabei waren, wenn Wolbrud uns besuchte oder Ausflüge gemacht oder das Konzert in Schlossers Garten besucht wurde. Allerdings hatten sich die Nachbarn schon als ganz andere Leute als ihr Vater erwiesen.

Sie waren keine Spießbürger, sondern mit der Zeit fortgeschrittene, intelligente junge Männer, mit denen Herr Zimmermann über den Graben, der durch die Wiesen geleitet werden sollte, schon ganz einig war, und von denen er auch die Grenzberichtigung nach seinen Wünschen erhoffen durfte. Es hätte also wohl sein mögen, daß einer der Diebingers schließlich als Freier für eine seiner Töchter akzeptiert wurde, wenn die andere die Braut des Millionärs geworden, mir, daß es dabei auch noch einen Daken gab.

Gevoß kam Herr Wolbrud sehr eifrig in das Zimmermannsche Haus, aber ob Sinens oder Trinens seine Aufmerksamkeit galten oder allen beiden, war bisher nicht festzustellen gewesen. Ich merkte es an der Mädel übermühtigen Reden, mit denen sie sich gegenseitig die Eroberung des reichen Freiers zuschrieben. Auch konnte es möglich sein, daß sie mehr als zufrieden gewesen wären, wenn ihn keine erobert hätte.

Reiche, angesehene Frauen waren wohl beide Mädel gern geworden, und ab und zu dachte es mir, als suchte die eine oder die andere Herrn Wolbrud zu gefallen, allein schließlich konnte es auch nur sein, um die Diebingers eifersüchtig zu machen. Doch, was wußte ich im Grunde von diesen Angelegenheiten?

Frau Zimmermanns Stütze hatte so viele Arbeiten, auf ihren Schultern, daß sie selten mit dabei war, wenn's ein gemeinschaftliches Vergnügen gab, und war Herr Wolbrud allein oder mit den Diebingers zu Tisch bei uns, hatte ich auch keine Gelegenheit, mich groß an der Unterhaltung zu beteiligen, da Frau Zimmermann schon dafür sorgte, daß es für ihre Stütze auch während des Essens kein Ausruhen gab.

Sage ich das in Bitterkeit?

(Fortsetzung folgt.)